

Protestanten unterm Krummstab

Evangelisches Christentum im Hochstift Freising zwischen Reformation und Säkularisation

„Von unseren Bürgern können wir bekräftigen, dass jene gehorsam sind und allen sowohl geistlichen als weltlichen Vorschriften und Mandaten ohne jedes Zögern Folge leisten: Groß sind Menge und Zulauf an Festtagen beim Hören der Messe und Zusammenkünften in den Pfarrkirchen, vor allem im St. Georg; nicht geringer die Bereitschaft zum Besuch der Prozessionen (...) Zweimal in der Fastenzeit beichten sie die Sünden ihrem Pfarrer und nehmen das allerheiligste Sakrament unter einer Gestalt sowie die einzelnen Pfarrer die Zettel der Kommunikanten nach Ende der Fastenzeit dem Generalvikar oder in die Kanzlei geben lassen, sodass es nichts gibt, worüber wir uns von dieser Seite her beklagen können. Keine Rede von dem Verdacht irgendeiner abweichenden oder widersetzlichen Glaubensanschauung. (...) Es gibt freilich einen Inwohner Neumayr aus Augsburg, außerhalb der Freisinger Stadtmauern wohnend mit seiner Frau, ein Häretiker. Nachdem der Bischof von ihm erfahren hatte, gab er uns vor seiner Abreise ein Spezialmandat. Wenn er sich nicht im katholischen Glauben unterrichten lässt, haben wir ihm einen Termin für ein Abwandern mit Frau und Kind gesetzt. Wenn der verflissen ist, wird das, was er bevorzugt, ihm auferlegt und er wird ohne alle Zögern dem schuldigen Vollzug ausgesetzt werden.“

Diese aus dem Lateinischen übersetzten Zeilen informierten im Oktober 1578 einen prominenten Gast in Freising, den Salzburger Dominikaner und apostolischen Nuntius Feliciano Ninguarda über die sehr eindeutige konfessionelle Lage in der Bürgerschaft der Residenzstadt. Die war für einen strengen Reformkatholiken auf dem Boden des Konzils von Trient wesentlich erfreulicher als der Zustand des Domkapitels, der ihn bei diesem Besuch vor allem beschäftigte. Er war nämlich unterwegs im Dienst dessen, was man im damaligen katholischen Deutschland unter „Reformation“ verstand. Das war die Beseitigung einer ungeheuren Menge von Missständen um altgläubigen Klerus und sollte eine Glaubwürdigkeit wiederherstellen, die unumgänglich notwendig war, um der protestantischen Herausforderung nachhaltig begegnen zu können. Die obrigkeitlichen Zwangs-, Straf-, und Polizeimaßnahmen konnten und sollten das Problem nicht alleine lösen. Wir haben uns angewöhnt, das nicht „Reformation“, sondern „Katholische Reformation“ zu nennen und sie ist ein Bereich, der die Wucht, die ungeheure Dynamik der evangelischen Alternative belegt. Ich will aber versuchen, das Thema nicht allzu sehr von dieser Seite her aufzuzäunen, also von den Rückwirkungen her gerade auf den bairischen Katholizismus. Es ist für den gewöhnlichen Lutheraner auch wohl eher deprimierend, dass nicht zuletzt er und seine Glaubensüberzeugungen das Potenzial an strategischem Scharfsinn entbanden, das die Jesuiten zu einer so überragenden Größe gerade im südostdeutschen Raum machten, oder dass im Bemühen um exemplarische Disziplin im katholischen Klerus die praktische Ausgestaltung des Zölibats immer rigider wurde. Da war immer weniger Platz für eheähnliche Verhältnisse und Pfarrer, die mit ihren Kindern im gleichen Bett schliefen, sich von ihren Töchtern des Haushalt führen ließen oder vielleicht noch stolz den Einzug des Sohnes als neuem Pfarrer ihrer Gemeinde erleben durften.

Wenn es aber um protestantisches Bekenntnis im Hochstift Freising geht, also vor dem Epochenumbruch der Säkularisation, würde mancher vermuten, dass das nur ein kurzer Vortrag werden kann, der der Heimkehr bis zur Tagesschau um Acht nichts in den Weg stellen sollte. Manche dürften die im Eingangszitat geschilderte Szenerie geradezu als symbolische Verdichtung der frühneuzeitlichen Verhältnisse empfinden: hier die selbstzufrieden-abgeschlossene, fröhlich-festfreudige Katholizität der Freisinger – „Tantum abest (...) suspicio (...) diversi aut contrarij dogmatis“, weit entfernt jeder Verdacht

abweichender oder widersetzlicher Anschauungen, dort, „extra muros“, außerhalb der Stadtmauern, irgendwo kurz vorm Bahnhof, eine einsame zugereiste Ketzerfamilie, Augsburger Schwobm, die alle Freiheit haben, sich willig zu assimilieren oder zu verschwinden.

Der Begriff der Untertanen des Freisinger Bischofs ist freilich deutlich weiter gespannt und dann kommt man gerade für 1578 bzw. die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts auf die Zahl von vielen Hunderten oder wahrscheinlicher noch mehreren tausend protestantischen Untertanen. Das ist dann auch ein mit der Muttermilch eingesogenes, tief verwurzeltes Luthertum in mindestens vier österreichischen Herrschaften, den reichsten und größten, vor allem in Waidhofen an der Ybbs, vorangetrieben bis zur stellenweise erreichten, obwohl von Freising aus heftig bekämpften evangelischen Gemeindebildung mit lutheranischen deutschen Schulmeistern, in Wittenberg ausgebildeten Bürgersöhnen, Predigern und der Bereitschaft zum militanten Widerstand gegen einen Bischof in der undankbaren Rolle des biblischen Pharaos, dem man sich im Vertrauen auf Gott und sein reines Wort nicht unterwerfen will. Wir haben es hier mit einem der wichtigsten lutheranischen Zentren Niederösterreichs zu tun, wo nun ihrerseits die Katholiken als verachtete Minderheit lebten. Katholische Pfarrer gab es nominell, sie entpuppten sich vor Ort aber oft genug als neugläubig, versuchten Kompromisse, konnten sich nur mit dem Rückhalt des Freisinger Pflegers/Hauptmanns und seiner bewaffneten Macht halten. Sie durften selbst dann jahrelang keinen katholischen Gottesdienst wagen, wenn sie nicht riskieren wollten, von der Kanzel gerissen und verprügelt zu werden.

*

Zunächst soll aber doch die Sphäre der unumstrittenen reichsunmittelbaren Teile des Hochstifts mit der Stadt, den Grafschaften Ismaning und Werdenfels und der Herrschaft Burgrain, vor allem aber Freising selbst, im Zentrum stehen.

Die Fürstbischöfe waren von dem sich rasch radikalierenden Generalangriff Luthers auf die römische Kirche naturgemäß besonders direkt betroffen, in ihrer Person wie im geistlich-weltlichen Doppelcharakter ihrer Stellung wie auch speziell in ihrer Verantwortlichkeit für zum Teil schreiende Missstände im kirchlichen Leben. Diese Einschätzung teilten durchaus viele von ihnen. Gleichzeitig kämpften sie schon seit Längerem gegen zunehmende und zunehmend erfolgreiche Eingriffe großer weltlicher Territorialherren in ihre Sphäre bis weit hinein in ihre diözesane Verantwortung für Pfarren und Stiftungen. Freising's Bischof Philipp von der Pfalz war zugleich (meist aus der Ferne) verantwortlich für Naumburg, wo man als Realität besichtigen konnte, was auch die bairischen Herzöge anzustreben schienen: ein Herabdrücken des Bischofs auf die Stellung eines Landstands mit inhaltsleerem Fürstentitel. In allen wesentlichen Fragen wurde der Bischof in Naumburg von Kursachsen dominiert, letztlich verbunden mit einem Überwechseln ins protestantische Lager.

In Baiern entschieden sich die herzoglichen Brüder Wilhelm und Ludwig bekanntlich anders als Sachsen. In einer Konferenz in Grünwald 1522 im Anschluss an das Wormser Edikt wandten sie und damit Baiern sich ein für alle mal gegen die neue Bewegung mit einer Doppelstrategie von Verfolgung der „Irrlehren“ und glaubwürdigen Reformen der alten Kirche. Dem schlossen sich die Bischöfe der Kirchenprovinz Salzburg auf einer Synode in Mühlendorf am Inn an. Man war sich also im Prinzip einig, doch dann begann die Mühe der Ebenen. Vor allem der Reformteil wurde gewaltig verschleppt, weil sich der geistlich-weltliche Doppelcharakter der Bischofsmacht mit den bairischen Machtansprüchen spießte, die zudem immer mehr auf die Unterstützung der Päpste bauen konnten.

Freising profitierte zunächst durch die rigorose Verfolgung der neuen Lehre vor allem nach dem Bauernkrieg. Die Diözese lag ja – drei Tiroler Pfarreien ausgenommen – ganz im bairischen Kernland. Das kleine, zersplitterte Fürstentum bot kaum Anhaltspunkte für einen

Erfolg der neuen Lehre, der sich hätte messen können mit den eindrucksvollen Zahlen in Salzburg oder in Passau. In der Stadt fehlte ein reiches, vom Bischof und seinem Hof unabhängiges Bürgertum, das eine gewisse Weite des Horizonts ausgezeichnet hätte, wie sie sich etwa durch weiträumige Handelstätigkeiten ergibt. Die Bedeutung der Zuwanderung erkennt man sehr deutlich beim prominentesten Freisinger Fall der frühen Jahre, einem neugläubigen Zirkel von etwa zwölf Personen, dessen Zerschlagung 1528 leider nur fragmentarisch überliefert ist. Es handelte sich nicht um Lutheraner. Die einzige genannte Lektüre bezieht sich vielmehr auf seinen Wittenberger Konkurrenten Karlstadt. Einflüsse von Zwingli sind erkennbar. Wichtig waren zwei geistliche Anreger, darunter der Pfarrer von St. Veit, der bei der Beichte deutlich von der Tradition abwich. Die Mitglieder lasen gemeinsam theologische Bücher und legten sie sich gegenseitig aus. Ein Großteil hatte längere Zeit in Regionen wie der Nordschweiz, dem Allgäu oder Augsburg verbracht und von dorthier bestimmte Prägungen mitbekommen. Der Plattner Andre Nägelein musste aber feststellen, dass sein Interesse an der Wiedertaufe im Kreis nicht geteilt wurde – zum Glück, denn keine Gruppe wurde in dieser frühen Phase gnadenloser verfolgt als die Wiedertäufer. In Baiern dürfte es an die hundert Hinrichtungen in dieser Gruppe gegeben haben. Sie wurden im Übrigen mit den gleichen Argumenten einer angeblich besonders aufrührerischen Haltung in Gegenden verfolgt, die schon eine lutheranische Obrigkeit hatten. Die Befragungen, mit und ohne Folter, ergeben bei aller Bruchstückhaftigkeit und taktischen Verzerrung das Bild einer ungeheuren spirituellen Erregung in diesem Kreis, einer Suchbewegung, die angetrieben wurde von der Ermutigung, als Laien den Heiligen Geist zu spüren, aus der Verantwortung des Gewissens heraus zutiefst bewegende religiöse Fragen über den Weg zur Seligkeit in der Muttersprache zu diskutieren. Das muss besonders für Frauen attraktiv gewesen sein. Im Zentrum der Akten steht jedenfalls Katharina Mair, die am deutlichsten ihre Erkenntnisse in Glaubensleben überführen wollte. Das konnte ebenso bedeuten, dass sie an einem gebotenen Fasttag ein demonstratives Speckknödelessen des Kreises anstieß wie dass sie dem Domprediger einen Brief schrieb, in dem sie theologisch begründet verlangte er solle am Ende der Predigt eine bestimmte Formel weglassen. Ein konspiratives Bewusstsein bestand also offenkundig nicht. Nur zu ihr ist ein Urteil überliefert:

Ist öffentlich, dieweil sie auf dem Pranger gestanden, diese Urgicht durch den geschworenen Gerichtsschreiber verlesen worden. Danach ihr ein Kreuz an die Stirn gebrennt und von Stund an zu dem Tor ausgewiesen worden. Ist ihr auch das Land in ewigen Zeiten verboten.

Das ist in der Überlieferung das Drastischste an Bestrafung durch die bischöfliche Obrigkeit: In der Polemik zwischen den Konfessionen spielt die Nähe solcher Erfahrungen zu den frühchristlichen Märtyrern, letztlich natürlich Jesus selbst, eine entsprechende Rolle. Man merkt im weiteren Verlauf – und das wird auch ausdrücklich thematisiert – den Anspruch der Bischöfe, sich in der Urteils- und Strafpraxis von den rein weltlichen Obrigkeiten zu unterscheiden, nach Möglichkeit Milde walten zu lassen, sofern beim Delinquenten Reue erkennbar ist, er seine Schuld bekennt und ein fernerhin katholisches Leben verspricht. Sehr früh spielen erkennbar auch wirtschaftliche Überlegungen eine Rolle. Man will sich nicht selber schädigen durch den Verlust von Leistungsträgern und das Verwaisen von Handwerker- oder Bauernstellen. Gern legt man die Hand auf das Vermögen von Verdächtigen. Wenn ein hartnäckiger Protestant das Stift verlassen musste, war das oft mit horrenden Strafzahlungen verbunden.

Ich will den Blick auf Freising noch ausweiten auf drei Fälle, die weniger bekannt sind als das geradezu populäre und in der Literatur sehr präzente Konventikel von 1528. Üblicherweise liest man für Baiern von zwei Wellen der evangelischen Bewegung, eben in den späten 20ern und dann wieder in den 50er und 60er Jahren. Dass es dazwischen durchaus

Kontinuitätslinien gibt, kann man erschließen aus Ereignissen in Wasserburg, bei denen ein Freisinger die wesentliche Rolle spielt. Hans Englmann war der Sohn von Paul und Dorothea Weynzierl. Es spricht manches dafür, dass „Englmann“ ein selbstgewählter Name und Ausdruck seines Selbstverständnisses als Verkünder der Frohbotschaft war. Er war Gesellpriester und Prediger in der Pfarrkirche St. Jakob und wurde wegen „etlich getaner, verführerisch und lutherischer Predigen“ aus Ratskreisen denunziert. Zunächst wurde er in München verhört, überliefert sind aber die Untersuchungen während einer fast dreimonatigen Haft von Januar bis März 1534 im Turm des Freisinger Bischofsschlosses. Die lateinischen Akten sprechen für ein geistliches Verfahren, aber es muss doch auch eine Rolle gespielt haben, dass es sich um einen Freisinger handelte. Die Befragung von über 15 Wasserburger Kollegen führte zu einem klaren lutheranischen, in der Eucharistiefrage eher zwinglianischen Profil, entgegen seinem pauschalen Leugnen. In Wasserburg war ein solches Auftreten auf der Kanzel umso erstaunlicher, als nur acht Jahre zuvor ein Cooperator hingerichtet worden war. Zwei andere verbrachten lange Jahre im Gefängnis, nachdem man ihnen in deutlichem Bezug auf ihr ketzerisches Predigen die Backen durchstochen bzw. durchgebrannt hatte. Zu dem Verfahren gehörte auch die Beschlagnahmung von Englmanns Büchern. Schon in den ersten Beschlüssen der bairischen Herzöge und der Bischöfe spielte nämlich das Bewusstsein von der entscheidenden Bedeutung der Druckschriften in jeder Gestalt bis hinunter zum Flugblatt eine Rolle. Die bairischen Druckereien wurden auf ausdrückliche Druckgenehmigungen verpflichtet und die Durchsuchung von Buchbeständen begleitete jede Visitation bei Geistlichen oder Verfahren gegen verdächtige Laien. Der frühe Erfolg der Reformation, vor allem von Luther selbst beruhte ganz wesentlich auf den praktisch brauchbaren Unterweisungen, Andachtsschriften, den Katechismen, Predigthilfen in deutscher Sprache. Sie wurden auch von Pfarrern benutzt, die sich nie als evangelisch bezeichnet hätten. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts konnten vor allem Jesuiten wie Petrus Canisius dieser Produktion Konkurrenzfähiges entgegensetzen.

Die Bibliothek von Hans Englmann bestand aus 21 Büchern, es war aber keine lutheranische, sondern eine erasmianische, also eine kleine Humanistenbibliothek. Auf Nachfrage gab Englmann zu, er habe noch Bücher bei den Eltern stehen; gezielt gefragt nach Luthers „Postille“, einem Lieblingsbuch bairischer Priester dieser Zeit, antwortete Englmann, er habe es gelesen, besitze es aber nicht. Das Urteil ergibt sich aus einer eigenhändig geschriebenen Urfehde, in der er sich eidlich und mit Stellung Freisinger Bürgen verpflichtete, in den Schoß der alten Kirche zurückzukehren. Er durfte nicht mehr predigen und Wasserburg nicht mehr betreten.

Üblicherweise endet mit solchen Dokumenten die Überlieferung, in diesem Fall ist das erfreulich anders. 21 Jahre später, beim Augsburger Reichstag 1555, der mit dem Religionsfrieden endete, wurde der Freisinger Gesandte Dr. Hunger vom Passauer Kollegen angesprochen, als Mittelsmann für den lutheranischen Hofprediger Herzog Christophs von Württemberg, und siehe da: Das war Hans Englmann, der sich als Freisinger in Erinnerung bringt. „Und dieweil er jetzt gern einmal daheim wär, müsse sich aber der Religion halber besorgen“. Konkret lässt er nachfragen, „ob er ohne Sorg auf einen Tag, 2 oder 3 anheim dürfte, würde sich ohne Zweifel als ein Verständiger, der Religion halben alda mit dem wenigstens nit merken lassen“. Man spürt die Traumatisierung, als er selbst bei Hunger vorspricht, erfährt nebenbei, dass er Freising unmittelbar nach dem Urteil verlassen haben musste. Acht Jahre arbeitete er als Pfarrer in Württemberg und seit zwölf Jahren für Herzog Christoph. Seine Eltern waren mittlerweile im Hl.-Geist-Spital gestorben. Damit ihn niemand als habgierig missverstehen konnte, „wolt er gern sein Verlassung auch zum Teil den Armen desselben Spitals und seinem Vaterland vergunnen, doch zuvor gern seine Freundt und Bekannte heimsuchen.“

Bemerkenswert ist auch noch, wie ihn der Passauer Gesandte charakterisierte: „Er sei ein verständlicher, schiedlicher Mann, und da man der Leut viel hätte, möchte man der Religion

halben bald näher zusammenkommen.“ Er war also auch noch mit Mitte/Ende 40 ein Jünger der Erasmus von Rotterdam und ein Freisinger Protestant, der der Erinnerung wert ist. Wir sind mit dem Augsburger Religionsfrieden am Beginn der sieben, acht Jahre angelangt, wo man selbst in Baiern das Gefühl haben konnte: Jetzt öffnet sich ein Fenster hin zur Achtung des protestantischen Bekenntnisses. Ursache der herzoglichen Nachgiebigkeit in einer einzigen von vier Forderungen der bairischen Ständevertretung, dem Landtag, war die unverzichtbare Mitwirkung der Stände, auch einer sehr aktiven, etwa 40köpfigen lutheranischen Adelsopposition unter den Ständen. Das Zugeständnis betraf die Straffreiheit der Kommunion unter beiderlei Gestalt, den sogenannten Laienkelch bis zur Regelung beim Konzil von Trient. Albrecht V. konnte den aufsässigen Adel aber nach wenigen Jahren nicht nur in einem fragwürdigen Hochverratsprozess handstreichartig niederzwingen und der Bewegung das Genick brechen, nicht zuletzt mit dem Rückenwind des 1563 endlich beendeten Konzils und dem vertrauensvollen Segen des Papstes. In Freising wurde in diesen Jahren Bischof Moritz von Sandizell aus dem Amt gedrängt, Nachfolger wurde der knapp 12-jährige Herzogssohn Ernst von Bayern. Der war naturgemäß nur eine Marionette, die in Freising das Handwerk eines Bischofs erlernen sollte in Erwartung höherer Aufgaben. Unterdessen ergriff Baiern zumindest einige Jahre lang die Macht im Bistum und Hochstift. Beim Aufspüren vereinzelter Lutheraner spielte der damals nur einmal jährlich an Ostern stattfindende Empfang der Kommunion nach vorhergehenden zwei Beichten eine wesentliche Rolle. Die katholische Beichte, auch die Kommunion wurde von den drei Pfarrern durch gebührenpflichtige Beichtzettel bestätigt und Pfarrkinder, die sich entzogen, dem Generalvikar oder dem Kanzler gemeldet. Die Ursachen für die Säumigkeit waren unterschiedlich, später wurde auch die einfach nur träge oder gedankenlose Abstinenz bestraft. Zum Teil war es aber die entscheidende Spur, um individuelle Gewissensnot und Glaubensüberzeugungen in einen Fahndungserfolg umzumünzen. 1570 meldeten die Pfarrer nach mehreren Nachterminen immer noch 13 Verweigerer. Ein klares Bekenntnis legte nur die Frau eines der wohlhabendsten Freisinger Gastwirte, Christof Rämensatls, ab. Sie bat, „sie wider ihr Gewissen nit zu beschweren oder aber ihr das hochwürdig Sakrament unter beiderlei Gestalt und unter der Messe“ zu bewilligen. Sie verwies auf die formell noch gültige bairische Duldung und entsprechende Beschlüsse des Papstes und der Reichstage, wurde aber ultimativ aufgefordert, katholisch zu kommunizieren oder die Stadt zu räumen. Das Ehepaar entschied sich für Letzteres und zog nach Landshut. In die Elite der „Ansehlichen“ führt dann auch der letzte mir bekannte Freisinger Fall, der leider miserabel dokumentiert ist. 1593, also über 20 Jahre nach dem Abwürgen der Hoffnungen auf ein bairisches Luthertum, immerhin schon drei Generationen nach dem Thesenanschlag, wurden drei der zwölf Inneren Räte denunziert als „in der Religion suspect“, darunter der besonders rührige Zinngießer Caspar Stadler und Freisingers wohl reichster Weingastwirt Sigmund Westermayr. Die der Zeit Brandmarkungen und durchstochenen Backen war damals lange vorbei, man pflegte eine einigermaßen gelassene Routine von Isolationsdruck, Drohung und Weisen auf den rechten Weg, zu Beichte und einem katholischen Glaubensbekenntnis, wie es spätestens seit dem Ende des Tridentinums schon Bestandteil eines jeden Freisinger Beamteneides war. Die weltliche Regierung, also der Hofrat, war mit solchen Verdachtsfällen befasst, die man eben als eine Form des Aufruhrs begriff. Er legte die Hand aufs Vermögen, setzte die Verdächtigen bei Bedarf gefangen, im Hintergrund schwebte als letzte, schärfste Maßnahme die Ausweisung aus Stadt und Hochstift.

*

Wie erhält sich ein protestantisches Bekenntnis über Jahre und Jahrzehnte in katholischer Umgebung? Wie setzt es sich über Generationen fort ohne Gemeindestrukturen, ohne

Schulen, ohne regelmäßige Predigt, unter dem Verfolgungsdruck einer oder sogar mehrerer katholischer Obrigkeiten? Die Quellen, die solche Fragen beantworten könnten, fließen äußerst spärlich. Unverzichtbar für ein derartiges Luthertum ist in jedem Fall eine Konventikel-Struktur, also Gebets-, Andachts- und Gesprächskreise, in denen einzelne Gläubige auch in eine Lehrfunktion hineinwachsen können. Aus Bischoflack in Krain gibt es Belege, dass das auch Frauen sein konnten, etwa die Ehefrau des reichen Kaufmanns und abgesetzten Richters Georg Kunstl. Die evangelischen Kirchenlieder spielten eine enorme Rolle als muttersprachliches Bindemittel, auch als Ausdruck trotzigem Selbstbehauptungswillens, zusammengeschießt im gemeinsamen Gesang, und auch als Medium einprägsamer Vermittlung von Glaubensinhalten. Und dann ist da zuletzt und öfter noch zuerst das Studium von Schriften aller Art. Welche Mühen dabei mancher stille Lutheraner auf sich nahm, wird anschaulich in einem Fall von 1595 in der Grafschaft Werdenfels. Die Zaisls waren eine Schäfflerfamilie in der Elmau bei Garmisch. Eine Denunziation der Frau und deren widerwilliges Eröffnen „aller Kisten und Kästen“ brachte „wenige Bücher, so für lutherisch und verdächtig gehalten werden“ zum Vorschein. Der Pfarrer bestätigte eine katholische Beichte und Kommunion, allerdings habe er den Schäffler in den zwei Jahren seiner Amtszeit nicht öfter als dreimal in der Kirche gesehen. Man ahnt die Güterabwägung, die hier stattgefunden hat: Zaisl scheint sich sehr bewusst der katholischen Kontrolle in Beichte und Kommunion unterworfen zu haben, um seine Freiheit eines Christenmenschen wenigstens in der stillen Lektüre leben zu können. Die Nachforschungen klärten dann auch die Herkunft der Bücher. Der Schäffler hatte sie in Nürnberg bestellt und durch einen Schwiegersohn abholen lassen. Der ging in Pfaffenhofen einer bairischen Kontrolle ins Netz und wurde vorübergehend verhaftet, ein plastisches Beispiel dafür, dass die Konfessionalisierung von einer Verdichtung der Überwachung im Dienst einer immer anmaßenderen guten Polizei begleitet wurde. Nur die Kommunikation mit den Freisinger Behörden im Werdenfelser Land funktionierte offenkundig nicht. Der Schäffler wurde für eine Absolution an den Rektor des Münchner Jesuitenkollegs verwiesen, einmal mehr verbunden mit der Drohung der Ausweisung aus dem Hochstift, sollte er keine Bescheinigung über die Absolution nach Freising bringen können.

Ein Blick auf die österreichischen Verhältnisse muss sich nun endgültig vom exemplarischen Prinzip verabschieden. Hier geht es nicht um das mutige oder hartnäckig-listig verteidigte Gewissens-Luthertum Einzelner, sondern um das offene Bekenntnis einer teils überwältigenden Mehrheit Freisinger Untertanen in Waidhofen und Hollenburg in Niederösterreich sowie in der steirischen Herrschaft Rotenfels mit der Stadt Oberwölz und Lack in Krain. Letztere beiden Länder waren mit Kärnten herrschaftlich zusammengefasst als „Innerösterreich“ und wurden von Graz aus regiert von einer Habsburger Seitenlinie, die 1619 mit Kaiser Ferdinand II. zur Hauptlinie wurde. Die Vorstellung von einem nicht nur starken, sondern überwiegend österreichischen Protestantismus befremdet heute so sehr wie die Erinnerung an Polens neugläubige Jahrzehnte. Was die Freisinger Herrschaften betrifft, wird deren Status üblicherweise einfach dem Lehensbesitz eines dortigen Landstands gleichgesetzt, damit verlängert man aber einen Endzustand um 1600 einfach in die Vergangenheit des ganzen Jahrhunderts zurück. Tatsächlich führte nicht zuletzt die Freisinger Unfähigkeit, den Protestantismus mit eigenen Mitteln zu besiegen und ein mehrheitlich katholisches Bekenntnis durchzudrücken, zu einer solchen Herabstufung. Eine Zeitlang war es durchaus noch bedeutsam gewesen, dass die habsburgischen Landesfürsten es beim Bischof in Freising und anderen ähnlich begüterten Bischofskollegen mit Reichsfürsten zu tun hatten. Diesem Vorzug stand freilich ein ebenso offenkundiger Nachteil gegenüber: Die Untertanen konnten bei Konflikten die Ausländer-Karte ziehen. Als 1580 die Waidhofener als Symbol ihrer Unzufriedenheit unter Anleitung ihres sehr rührigen Stadtschreibers Wolf Ebenperger das Freisinger Bischofswappen vom Amstettener Tor abschlugen, das nach Westen in Richtung

Freising wies, verbanden sie das mit einer Ergebenheitsadresse gegenüber dem Erzherzog und der niederösterreichischen Regierung.

Die Rahmenbedingungen für einen Rekatholisierungserfolg schienen vor allem in Oberwölz und Bischoflack gar nicht so schlecht. Der Landesherr war mit Maria von Bayern, einer Schwester des Freisinger Bischofs Ernst, verheiratet. Die hatte nicht nur einen strengen Katholizismus neuester Façon, sondern als Mitgift auch noch die Jesuiten nach Graz mitgebracht. Man war sich also im Bekenntnis einig und verschwägert. Das änderte aber nichts an den essentiellen Abhängigkeiten im Land, die die Stärke des Protestantismus überhaupt erst möglich gemacht hatten. Man darf sich an das damalige Sprichwort erinnern: „Der Türke ist des Luthers Glück.“ Die Bedrohung der Grenzen durch die Osmanen war über die Jahrzehnte hinweg so virulent, dass man für die Finanzen und die Aufrechterhaltung einer effektiven Landesverteidigung auf eine gelenkige Mitwirkung der Stände angewiesen war. Unvermeidbar waren deshalb Religionskonzessionen vor allem auch für den großenteils neugläubigen – nicht nur lutheranischen – Adel. Das führte 1578 zur Brucker Pazifikation, eine Art auf Innerösterreich übertragenen Augsburger Religionsfrieden. Die schuf aber wie der große Vertragsbruder keinen stabilen Frieden. Als Kompromissdokument war er in entscheidenden Teilen vage formuliert und entband von allen Seiten her einen zähen Kampf um die Deutungshoheit über die Formulierungen. Das bezog sich etwa auf Passagen, die man so verstehen konnte, dass nicht nur die Landstände in ihrer Religionsausübung frei waren, sondern alle Gläubigen, die von Kind auf oder seit langer Zeit der Confessio Augustana angingen. Denen stand mit den Kapellen und Predigern der Adelligen ein entscheidender Ausgleich der zum Beispiel in den Freisinger Herrschaften fehlenden Strukturen zur Verfügung. Kein Freisinger Pfleger konnte das regelmäßige „Auslaufen“ zur Predigt, aber auch zu Taufen und Hochzeiten verhindern. Für die katholischen Pfarrer auf ihren ohnehin schwindsüchtig-angezehrten Pfarrstellen schmälerte das die Einkünfte noch weiter, sodass die sehr raren guten, geduldigen, gebildeten Priester den Teufel taten, sich einem solchen Alptraum auszusetzen.

In der Literatur ist immer wieder die Rede von der Freisinger Untätigkeit oder Nachlässigkeit. Dieses Urteil ergibt sich meistens aus einem Tunnelblick auf eine einzelne Herrschaft. Bei einem Panoramablick auf die Herausforderungen, die vor allem seit Mitte der 80er bis in die 90er Jahre über die schwachbrüstige Regierung auf dem Domberg hereinbrachen, schwankt man als ferner Zeuge zwischen Entsetzen und Erbarmen und registriert eher panisch-überanstrengte Hyperaktivität. Ernst von Bayern, als Kurfürst und Herr über fünf Bistümer, saß mindestens zwölf Tagesreisen entfernt in seinem Lieblingsschloss an der Ruhr, in Lüttich oder auf Kur in Spa, musste über alle Sachverhalte auf dem Laufenden gehalten werden, schickte nach Wochen seine Entscheidungen und Instruktionen. Der Schuldenberg wurde immer größer, das Reichskammergericht drohte im Monatsabstand mit Eröffnung eines fiskalischen Prozesses, was faktisch den Bankrott des Hochstiftes bedeutet hätte. Aus Prag verlangte Kaiser Rudolf II. ultimativ zumindest Teilzahlungen der Reichsschulden und verband das mit der Drohung Freising zu einer Überlassung der Herrschaft Waidhofen an ihn zumindest auf Zeit zu zwingen, da es mit der Niederrückung der protestantischen Opposition ohnehin überfordert sei. Auch in Oberwölz und Bischoflack drohte die Lage außer Kontrolle zu geraten. Seit den 70er Jahren sind regelmäßige mehrmonatige Kommissionen nach Österreich belegt, Mitte der 80er Jahre fanden sie fast jährlich statt. Die Spitzen der Regierung und des Domkapitels waren monate-, teilweise jahrelang in den Erblanden. All das kostete Geld, das Freising nicht hatte, zwang auch zu einem vorsichtigen Vorgehen, das Probleme lösen sollte, ohne die Untertanen von ihren Bauernstellen oder ihrer bürgerlichen Profession zu vertreiben. Der Versuch, die Kommissionen über hohe Straf gelder zu finanzieren, scheiterte regelmäßig am Widerstand der Landesherrn. Es sollte kein Geld abfließen in ein ausländisches Hochstift. Wittelsbacher wie Habsburger gönnten den

Bischöfen nicht das Schwarze unterm Fingernagel. Aber das war eben eine charakteristische Facette der sich entwickelnden modernen Staatlichkeit.

Diese Versuche einer Religionsreform waren eben keine Auseinandersetzung nur zwischen zwei Parteien, einer katholischen Obrigkeit hier und protestantischen Untertanen dort. Zum einen gab es an allen Orten ein je eigenes konfessionelles Mikroklima, unterschiedlich kooperative katholische Minderheiten, soziale Konflikte innerhalb der evangelischen Bürgerschaft, in Rothenfels ein Luthertum, das vor allem von dickschädelig-eigensinnigen Bauern getragen wurde. Zum anderen bewegte man sich in einem Kräftefeld mit drei bis vier weiteren Akteuren. Vom Landesherrn war schon die Rede, hinzu kamen die drei Bischöfe, zu deren Diözesen die Herrschaften gehörten. Teilweise beteiligte sich – auf Freisinger Wunsch – das eigentlich gar nicht involvierte Baiern. Der für Freising schwierigste und gefährlichste Akteur waren die Landstände, vor allem der Adel. Er war immer der bereitwillige erste Ansprechpartner der verfolgten Protestanten und versuchte mit Geschick und Erfolg, die österreichischen Interessen gegen den landfremden Reichsfürsten ins Feld zu führen. Die Kommissionen verhedderten sich in quälenden Diskussionen über den korrekten Instanzenzug und die Frage, welchen Umfang die Freisinger Jurisdiktion haben konnte und durfte. Nachhaltige Erfolge erzielte Freising nicht, obwohl das immer aggressivere und rigorosere Vorgehen in der Tendenz ganz der späten Linie der Habsburger entsprach. Man versuchte eine Identifizierung der „Hauptträdelsführer“, deren Isolierung und Bedrohung mit dem Ziel öffentlich bekundeter Reue samt katholischem Bekenntnis. Immer mehr verband sich das mit Einschränkungen oder Aufhebungen alter kommunaler Privilegien und Befugnisse und einer Zwangskatholisierung der Stadträte, der Freisinger Pflögern gehorsam sein sollte, die gegen ausdrückliche frühere Zusagen immer öfter aus Freising oder Baiern kamen, also landfremd waren. Der Widerstand z.B. in Bischoflack war zäh und ließ sich auch durch brutale Härte kaum brechen, indem man etwa die „Leute in gräuliche Malefiztürm und unmenschliche Gefängnisse an Seilen gesenkt und (...) ihnen das Licht (...) vermauert worden“. Oder mit verallgemeinerndem Pathos der Stände: „Der von Freising habe solche ungewöhnliche Weise, Eingang und Mittel gebraucht, die nit menschlich, sondern türkisch, ja viehisch sein.“

Dennoch konnte der Genickbruch der Bewegung letztlich nur vom Landesherrn und seinen neuen Religions-Reformationskommissionen aus exekutiert werden. Mit Hunderten von Soldaten durchkämmte man programmatisch zu Beginn des neuen Jahrhunderts (1600) alle Winkel des Landes, potenzierte die Freisinger Unmenschlichkeit noch. Als kleine Facette, die aber doch den fanatisch-aggressiven Geist des Ganzen verrät, mag der Umgang mit lutherischen Schriften dienen:

Alle Bücher sind von Jedem ins Rathaus abgefordert worden, und da einer seine Bücher vertuschen wollte, soll er der Garde für jedes Stück 10 Dukaten zur Strafe verfallen sein, und als der Pfarrer solche durchschaut, sind die sektischen Bücher in großer Anzahl durchs Fenster vom Rathaus hinabgeworfen worden und durch das windische Kriegsvolk mit großen Frohlocken an dreien Orten des Platzes verbrannt worden.

Da spätestens erscheint am Horizont die grinsende Fratze des kommenden großen Krieges.

*

Die stark vorangeschrittene Zeit verbietet ein Nachzeichnen der zähen Zermübnungsarbeit der Zeit, der Kriegsumstände, auch eines glaubwürdigeren, attraktiveren Katholizismus, die den Protestantismus in diesem Raum weitgehend verdrängten (in der Steiermark zum Beispiel auch im 18. Jahrhundert nie ganz und endgültig).

Im engeren Freisinger Bereich verschwand das Thema aus dem Tagesgeschäft fast völlig, abgesehen allenfalls von Bedenken wegen auswärtiger Landeskinder, die in lutheranischen Augsburgener Haushalten arbeiteten. Die Kontrollansprüche waren fast absurd, wollte keine Christenseele verloren geben. 1662 wollte der Freisinger Sattler Paul Esslinger auswandern an den Ort seiner Lehrjahre, die Stadt Emden in Ostfriesland, die stolz war auf ihre Tradition konfessioneller Toleranz. Man versuchte selbst über diese Distanz hinweg, Einfluss zu nehmen, indem Esslinger sein väterliches Erbe erst nachgeschickt werden sollte, „wann er Urkund alherbringen oder schicken wir, dass er sich an einem Ort verfügt, wo die katholische Religion exerciert und er dabei ungeändert verbleiben wird“.

Zuletzt soll jetzt doch noch der – vermessen weit gespannte – Bogen bis in die Zeit vor dem Untergang des Stiftes gezogen werden. Der Geist auch noch in die 1780er Jahre spiegelt sich in einer Episode, die der Aufklärer Johann Pezzl in seiner „Reise durch den bairischen Kreis“ als schlagendes Beispiel anführt für finsternen Pfaffentrug, hier des Pfarrers von St. Georg. Ein überraschend gestorbener protestantischer Wanderschauspieler namens Friedrich Uhler, dessen Tod auch in der Sterbematrikel verzeichnet ist, samt dem Ehrentitel eines „Hofschauspielers“ wurde in Freising begraben. Der Bürger „Janhagel, der ihn lebend gerne auf dem Theater gesehen, und sich von ihm hatte belustigen lassen“, soll – auch das ist in der Sache belegt – das Grabdenkmal zerstört haben, nachdem „die intoleranten Pfaffen Krimer und sein Vetter Kreutner (...) kurz vorher den Ketzerbrand approbiert und verteidigt“ hatten. Feste Regeln gab es für solche unerwünschten Todesfälle in München. Die Leiche wurde von einem katholischen Priester in Alltagskleidern begleitet, der „sine lux et crux“ einige Schaufeln Erde auf den Sarg warf. Für hohe Standespersonen sah die bairische Hofetikette eine Überführung nach Augsburg vor. Die Problematik spitzte sich schlagartig zu mit der Ankunft von Max IV. Joseph als neuem Kurfürsten 1799. Der brachte im Unterschied zu seinem Vorgänger Johann Theodor aus der Pfalz nicht nur Protestanten an den Hof mit, sondern war – äußerst glücklich – mit einer Lutheranerin, Karoline Wilhelmine von Baden, verheiratet. Wie eh und je bestimmte das bairische Herrscherhaus die politische Dynamik. Das ging in diesem Fall aber in eine neue, bislang unerhörte Richtung, zu der sich der Freisinger Bischof als Oberhaupt der Diözese verhalten musste. Nach und nach häuften sich Einzelfälle, die nach für die evangelische Seite erträglichen Regelungen für Taufen, Hochzeiten – vor allem gemischtkonfessionelle – und Begräbnisse durch katholische Priester verlangten. Oberstes Ziel war die Verhinderung einer evangelischen Gemeindestruktur. Nicht verhindern ließ sich eine Gemeinde am Hof um den Beichtvater und Kabinettsprediger der Kurfürstin, Ludwig Friedrich Schmidt, der nicht nur für Taufen und Hochzeiten angefragt wurde, sondern – wie Freising höchst beunruhigt erfuhr – bei seinen Predigten auch katholisches Hofdienerpublikum anzog. Das neue Bethaus in der Residenz wurde mit außerordentlicher Pracht samt ganzer Hofmusik eröffnet, Tisch, Kanzel und Oratorium der Fürstin waren geradezu programmatisch ausgeziert mit Samt und Seide in den bairisch-wittelsbachischen Farben, silber und blau, symbolischer Beginn einer neuen Ära. Die geistliche Regierung um Bischof Joseph Konrad rang um eine Position, genauer gesagt: eine Verteidigungslinie, die man dem Kurfürsten gegenüber wenigstens mit schwacher Aussicht auf Teilerfolge halten konnte. Der Münchner Stadtrat hatte den neuen Geist schon zu spüren bekommen, als ihn Max Joseph seit 1801 zwang, Protestanten als Bürger aufzunehmen. Einer der ersten Neubürger, der Wagner Seipel aus Darmstadt, heiratete eine katholische Metzgerstochter namens Katharina Weizenböck.

Die bei einigen Münchner Geistlichen eingeholten Stellungnahmen zeigten die ganze Breite des Spektrums, beginnend bei schäumender Wut und Empörung:

die bayrische Nation hat immer seinen Ruhm und Ehren in diesem gesetzt, das ihr Vaterland Bavaria immaculata ab omni haeresi und Bavaria sancta genannt

wurde. Das andere Extrem ist knochentrockener Pragmatismus, der sich in die Lage der Dinge schickt. Freising passte sich in seinen Protestnoten mit äußerster Vorsicht dieser letzteren Position an, wurde aber dann von der Entwicklung einfach nur überrollt. Die arbeitete dem größeren Plan von Montgelas in die Hände. Da war die Gleichberechtigung der Konfessionen ein Baustein neben Vorstellungen, die in manchem eine radikalisierte Erfüllung jener Träume bedeuteten, die auch schon die bairischen Herzöge der Reformationszeit geträumt hatten, nämlich eine konsequente Integrierung der kirchlichen in staatliche Strukturen, in denen für ein Hochstift Freising kein Platz mehr war.

*

Am Anfang meiner Betrachtungen stand der brave Augsburger Protestant Neumayr „extra muros“, konkret und symbolisch. 1802 sind die Mauern eingestürzt durch die gleiche bairische Macht, die sie früher zu einem so imposanten und abweisenden Bollwerk aufgemauert hatte. Der Sturz hat das Hochstift unter sich begraben. Ich hoffe, meine Ausführungen waren auf anderer Ebene ein Beitrag zur Eingemeindung des Protestantismus in den Mauerring eines historischen Interesses, das ohne ihn unvollständig wäre und gerade im Blick auf das Lutherjahr 2017 noch Interesse auf sich ziehen könnte und sollte, nicht zuletzt im Blick auf die Zeit danach.

Der Katholizismus, gerade der deutsche Katholizismus wäre nicht, was er ist, ohne die permanente Herausforderung durch die Alternative und Konkurrenz – und vice versa. Umd zum Abschluss vielleicht noch ein sehr subjektiver Eindruck aus dem letzten Jahr: Als Benedikt XVI. sein Amt aufgab, dachte ich mir bei manchen Fernsehbildern: So protestantisch herb, eigensinnig und schlicht kann wohl doch nur ein deutscher Katholik und Theologe vom Papstamt zurücktreten.

Robert Leutner